



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Frankreich und die Ereignisse in Preußen.

Paris, Anfangs Mai.

Die Berliner Ereignisse sind auch hier in Paris an der Tagesordnung, und beschäftigen jedenfalls die denkenden Franzosen mehr als Alles, was gegenwärtig in Frankreich und überhaupt in ganz Europa geschieht. Es beherrscht sie das Gefühl, daß in diesem Augenblicke die Weltgeschichte ihren Sitz in der Hauptstadt Preußens aufgeschlagen hat, und in diesem Gefühle folgen sie den dortigen Vorgängen Schritt für Schritt mit einer Aufmerksamkeit und einer Theilnahme, als ob sich ihr eigenes Geschick in ihnen entscheide. Das fast allgemeine Urtheil ist, daß bis jetzt die preussischen Stände mit ebenso viel Freisinnigkeit als Klugheit gehandelt haben. Neben dieser Grundansicht treten dann natürlich, je nach den Parteien, die verschiedenartigsten Einzelansichten hervor. Doch sind selbst die entgegengesetztesten Parteien noch über einen anderen Punkt ziemlich einverstanden, und zwar den, daß sowohl der König als die Stände eine feste Stellung angenommen haben. Und zwar der König diejenige, in der er sagt: Ich — habe allein das Recht über die Gesetzgebung des Staates zu entscheiden; — und diesem Ausspruche gegenüber sehen sie die Stellung der Stände in dem Ausspruche des Abgeordneten von Nachen, der sagte: „Nicht nur Gnade, sondern Rechte nehmen wir in Anspruch!“ Je nach den Parteilansichten glauben, hoffen oder fürchten die verschiedenen Organe der Oeffentlichkeit, daß der König sich nach und nach zu allen nöthigen Zugeständnissen heranzulassen, — oder auch, daß er diese Zugeständnisse verweigern werde, was denn nach dem Urtheile der Meisten, zuletzt zu den ernstesten Verwickelungen führen müßte.

Das ist in kurzen Andeutungen die Meinung, die sich hier über die preussischen Ereignisse ausspricht. Weniger bedeutend, aber doch interessant genug für Deutschland, ist dann die allgemeine Stimmung der Franzosen, die sich bei dieser Gelegenheit Deutschland gegenüber bekundete. Wir gestehen es mit Freuden zu, auch nicht ein einziges Organ der Oeffentlichkeit in Frankreich, hat es versucht, was in diesem Augenblicke in Berlin geschieht, zu bemäkeln, zu bespötteln, zu verkleinern, zu belächeln. Die Franzosen sind sonst stets bei der Hand, Allem

die lächerliche Seite abzugewinnen. Ihre kleinen Tagesblätter stehen ordentlich auf dem Anstande, um jede Schwäche, die ihnen in den Weg kommt, an's Tageslicht zu ziehen und sie ihren Lesern zum Besten zu geben. Nicht Eins hat sich an die Berliner Ereignisse gewagt. Daß auch diese ihre schwachen Schattenseiten haben, wird wohl Niemand leugnen. Aber sie treten so in den Hintergrund, daß selbst der lachlustigste Redacteur des Charivary und Corsair, sich von dem Ernst der deutschen Begebenheiten beherrscht und ergriffen fühlte. Es freut uns dies sagen zu dürfen, und um so mehr, als wir ein solches Ergebnis kaum hofften. Es freut uns, denn es bekundet, daß die Franzosen den unendlichen Fortschritt, den Deutschland in den letzten Tagen gemacht hat, vollkommen erkennen und würdigen. Es freut uns, denn diese Erkenntniß und Würdigung wird mehr dazu beitragen, zwei tüchtige Völker zu wechselseitiger Achtung zu zwingen, als Alles was man vom theoretischen Standpunkte aus über die Nothwendigkeit eines Einverständnisses zwischen beiden, eines geistigen Bündnisses sagen könnte. Das ist eine Wohlthat für Beide, und wird Früchte tragen dies- und jenseits des Rheins.

Die Franzosen sind ein praktisches Volk, und daher kam es, daß sie sich bis jetzt oft über den Patriotismus der Deutschen lustig machten, da sie nicht recht einsehen, wie man sich für ein Land begeistern könne, in dem so mancher Mißstand herrsche. Sie lachten, wenn wir nur von Hoffnungen, nur von der Zukunft sprachen; sie fangen gegenwärtig an, zu glauben, daß diese Wechsel, die da deutsche Vaterlandsliebe hoffnungsvoll auf die Zukunft aufstellte, nicht zurückgewiesen werden. Und ihre früheren Zweifel sind gegenwärtig, wo diese deutschen Hoffnungen anfangen sich zu verwirklichen, nur Ursache, daß sie jetzt von einem Tage zum andern, nur um so rascher und um so unbedingt unser Vertrauen theilen. Und wenn sie uns früher oft für Träumer hielten, die in den Wolken der Einbildung lebten, so fangen sie jetzt an zu glauben, daß, was ihnen früher nur als Träumerei erschien, am Ende Nichts als ein sicherer Blick in die Zukunft, eine vorausichtige Würdigung der da kommenden Ereignisse war. Mit einem Worte, die Achtung der Franzosen vor deutschem Wesen, die bis jetzt in gewisser Beziehung nur theoretisch war, tritt jetzt bei ihnen in das Feld der thatsächlichen Anerkennung über. Deutschland hat in den letzten vierzehn Tagen bei den Franzosen um tausend Prozente gewonnen.

Wir wollen hoffen, daß die kommenden Ereignisse diesen Gewinn nicht wieder gefährden; wir wollen hoffen, daß die preussischen Stände und das preussische Volk die Ruhe, den Ernst und die weise Entschlossenheit bewahren, die sie bis jetzt gezeigt haben. Gesähä das Gegentheil, so würde sich sehr bald auch wieder die Wirkung im Auslande zeigen. Die ganze französische Nation steht mit Wohlwollen nach Deutschland hin. Das verhindert nicht, daß es auch Leute genug gibt, die Deutschland lieber schwach sähen als mannbear und kräftig; die dem deutschen Geiste und Wirken viel lieber, wie Victor Hugo, die „Nebel der Poesie und Philosophie“ zugestehen, als seinen begründeten Einfluß auf der festen Erde und die einfache Prosa der politischen Ereignisse des Lebens. Zu diesen gehören insbesondere die demokratischen Nachzügler des Kaiserthums und vielleicht auch nicht Wenige der praktischen Staatsmänner der Bourgeoisie, des Junkkönig-

thums. Die ersteren fürchten, daß ein mächtiges Deutschland die Führerschaft Frankreichs in den Angelegenheiten des Continents gefährden könne; die Letzteren würden durch ein halbdemokratisches Deutschland in ihren politischen Combinationen, in ihren dynastischen Hoffnungen gestört werden. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese wieder sehr laut werden würden, sobald Deutschland sich schwach zeigte oder auch sich in seinem Streben nach Fortschritt und Recht überschläge. Sie stehen in ihrer Art ebenfalls auf dem Anstande, und würden unsern Fehler sicher zum Besten ihrer Ansichten, für ihre Hoffnungen, gegen ihre Befürchtungen benutzen. An uns liegt es, ihnen zum Voraus das Spiel zu verderben. Und dies wird sicher geschehen, wenn das deutsche Volk, wenn die Preußen und ihre Stände insbesondere denselben Ernst, dieselbe Einsicht, dasselbe Rechtsgefühl und dasselbe männliche Auftreten bekunden, die bis jetzt in den ersten Schritten des Landtages nicht zu verkennen sind; — wenn sie dem Ziele unaufhaltbar zustreben, das bis jetzt angedeutet ist: Rechte und nicht nur Gnade!

Die neuesten Nachrichten aus Berlin haben freilich schon manches Kopfschütteln hervorgerufen. Die „Emente“ hat ihr Haupt erhoben. Die Franzosen wissen aus Erfahrung, von welcher Bedeutung dieselbe in den Zeiten der Revolutionen waren. Sie wurden in gewisser Beziehung die Triebwerke der Revolution. Die Freunde und Feinde des Fortschrittes ließen sich durch sie lenken, die Einen von ihr forttreiben, die Andern von ihr zurückweichen. Aber ein mannbarees Volk darf nur nach Gründen handeln, und Ementen sind keine. Wer sich durch sie auch nur ein Haar breit aus seinem Gleise lenken läßt, steht nicht mehr im Boden seiner Kraft, sondern liegt wie ein gebrochener Ast an der Erde, jedem Winde Preis gegeben. Zeigen wir, daß wir nicht von dem Holze sind, das ein erster Hauch bricht und hin und herschleudert. Jede Partei hat die Pflicht gegen sich selbst, trotz aller Ementen, so zu handeln, als ob sie gar nicht stattgefunden. Wer die Geschichte der Revolutionen kennt, weiß, daß hierin die erste, die unerläßlichste Bedingung für ein Volk und auch für jede Partei liegt, nicht in die Hand des Zufalls, oder besser, nicht in die Hand der Hefe des Volkes, die stets zu Ementen bereit ist, zu fallen. Gilt es den Kampf, den berechtigten, den nothgezwungenen Kampf für die heiligsten Rechte, für Vaterland und Gesetz, so ist es Pflicht zu kämpfen. Wo aber nur wilde Gesetzlosigkeit die Lösung ist, da muß dem Gesetze die Gewalt bleiben!

J. — 9.

II.

Aus Berlin.

1.

Die Polemik gegen Biedermann. — Ein Hausmittel des Prof. Huber. — Wer abonniert auf den Janus? — Grrres.

Die Allg. Preuß. Zeitung hat sich in mehren Artikeln die Mühe genommen, die Ansichten zu verspotten, welche Prof. Biedermann über den gegenwärtigen Landtag Grenzboten. II. 1847.

veröffentlicht hat. Der Mittelpunkt dieses Spottes ist der: Du siehst, daß man deine Rathschläge nicht befolgt, also gib dich zufrieden.

Das ist ein wohlfeiler Spott, der mehr seinen Urheber trifft, als den, gegen welchen er gerichtet ist. Bei der Beurtheilung eines Rathes kommt es nicht darauf an, ob man ihn befolgt hat, sondern ob er vernünftig ist.

Wiedermann hat der Regierung wie den Ständen gegenüber seine Ansichten ausgesprochen und durch Gründe motivirt. Der Regierung sagt er: ändere deine Verfassung nach dem Rechtsboden, d. h., den alten Versprechungen ab, sonst säest du eine Saat des Mißtrauens und der Unsicherheit, aus der einst bittere Früchte aufgehen müssen.

Den Ständen: stellt euch fest auf euren Rechtsboden; erklärt ehrerbietig, aber bestimmt und ohne Schwanken, sonst begeben sich euch entweder in den Stand der Gnade oder eines unehrlichen Kampfes, und haltet die Rechtsentwicklung der preussischen Verfassung auf Jahrzehende auf. — Der Erfolg ist ein anderer gewesen. Die Regierung hat ihre Verfassung nicht modificirt, wenigstens nicht im Wesentlichen; die Stände haben keine feste Erklärung abgegeben. Sie haben zwar ihre Rechte verwahrt, aber zugleich sich auf die subjective Einsicht der Krone berufen. Wenn nun die A. P. Z. deshalb über den Rathgeber spottet, weil sein Rath nicht befolgt ist, so kann man nur sagen: Man soll den Tag nicht vor den Abend loben. Durch die Erklärung der Stände ist allerdings die Gelegenheit vorübergegangen, auf eine ehrliche, würdevolle Weise dem Streit der Meinungen seinen Ausdruck zu geben. Der Kampf ist darum noch nicht zu Ende.

Sie wissen übrigens, daß ich mit dem Urtheil B's über die Adresse vollkommen übereinstimme. „Sie scheint die Rechte der Stände und des Volks wahren zu wollen, aber im gleichen Augenblick nimmt sie das Halbgesagte wieder zurück, gibt sie die Rechte der Stände und des Volks wieder preis, indem sie dieselbe von der zweifelhaften $\frac{2}{3}$ Majorität in beiden Curien und von dem guten Willen des Königs abhängig macht.“ Wenn nun B. hinzusetzt: „Auf diese Adresse braucht die Krone gar nicht zu antworten, denn es wird ja darin nur gesagt: wenn die Versammlung sich überzeugen sollte, daß einzelne Erweiterungen des Patents vom 3. Febr. nöthig wären, so werde sie um solche bitten. Die Krone kann diese Bitten ruhig abwarten und darauf thun, was ihr gut dünkt; die Versammlung muß und wird nach dieser Adresse an ihre Geschäfte, an die Berathung der königlichen Propositionen gehen, und die tatsächliche Rechtsverwahrung für den äußersten Fall — durch eine Incompetenzerklärung — ist damit aus der Hand gegeben,“ so ist der Erfolg zwar scheinbar ein anderer gewesen, die Krone hat allerdings geantwortet; sie hat, wenn auch indirect, sich auf die in der Adresse niedergelegte Verwahrung bezogen, sie hat in Beziehung auf die Wiedereinberufung des Centrallandtags eine Erklärung abgegeben, die man immerhin als eine Art Concession betrachten kann. Aber die Bildung einer constitutionellen (?), im Prinzip einigen Opposition, ist allerdings vorläufig verscherzt. Die conservative Partei, die natürlich conservativer ist als die Regierung selbst, theilt unsere Meinung über den Ausfall der Adressdebatte keineswegs. Was wir als eine Niederlage der constitutionellen Partei ansehen, diese halbe, unlogische

Adresse, die in demselben Augenblick Verwahrung in Betreff ihrer Rechte einlegt, wo sie die Sache mit Vertrauen der Einsicht des Gouvernements anheimstellt, sieht der „Janus“ in seinem 15. Heft als eine Niederlage der conservativen Partei an. Diese hätte nicht weniger als Alles versäumt, versäumt, sich am Anfang der Debatte zu organisiren; versäumt, durch eine offizielle Erklärung die ganze Adressdebatte abzuschneiden; versäumt, die Vermeidung jeder Zuthat, welche als Demonstration gegen die gegebene geschliche Grundlage gedeutet werden könnte, zur *conditio sine qua non* zu machen. Der Arnim'sche Vorschlag wird als die äußerste Grenze der Concession bezeichnet, die man vielleicht machen dürfte, und die Partei heftig darüber angefahren, daß sie den Moment, wo derselbe im Begriff war, durch Ueberraschung angenommen zu werden, vorübergehen ließ; das Gouvernement wird gescholten, daß sie die Adresse überhaupt an den König kommen ließ. Die Adresse wird geradezu als Anfang einer Reihe von Usurpationen genannt. Und was verlangt der Herr Professor nun weiter? Eine Demonstration von Seiten der Krone, entschieden genug, um keinen Zweifel mehr Raum zu lassen (die ist seitdem erfolgt, wenn auch nicht ganz mit der Schärfe, die der Janus wünscht); dann keine weiteren Concessionen irgend einer Art in Form, Ton, Haltung oder Sache, oder gar jene unseligen falschen Vermittelungen, wo Nichts mit Ehren und Nutzen zu vermitteln ist, und zuletzt aller Vortheil den Feinden anheim fällt. Entschiedenheit allein zieht die Schwankenden an.

Bravo, Janus! Wenn das doch die liberale Partei beherzigen wollte!

Uebrigens ist einer der Hauptfehler der Conservativen der gewesen, nicht auf den Janus abornirt zu haben. Huber sagt mit dürren Worten: „Welche Aufnahme, welche Unterstützung hat in conservativen Kreisen das gefunden, was von Seiten der conservativen Presse (ihrer frühern Thätigkeit nicht zu gedenken) in den letzten Wochen zu solcher Verständigung und Vorbereitung geschehen ist? Hat man wenigstens in der ersten Stunde das ABC des politischen Lebens begriffen, wonach Jeder, der eine politische Meinung und ein entsprechendes Interesse hat, irgend ein wohlverwandtes Organ der Presse nach dem Maß seiner Mittel zu unterstützen verpflichtet ist, auch wenn er selbst in seiner Weisheit dessen unmittelbar gar nicht zu bedürfen glaubt?“ *Hinc illa lacrymae!* —

Uebrigens ist noch zu bemerken, daß auch in dieser Frage die verschiedenen Nuancen der Conservativen sich zu nähern anfangen. Görres, der alte Preußenfeind, hat sich diesmal in seinen historisch-politischen Blättern Heft VIII. im Sinne der preussischen Bürokratie ausgesprochen. — Was nun das Urtheil der draußen Stehenden überhaupt betrifft, so muß man nicht vergessen, daß in der Thätigkeit des Landtags zweierlei zu scheiden ist: die Debatte selbst und der Ausgang. Die erste zeigt, daß wir im Schooß unserer Stände politische Charaktere haben, die mit denen Englands und Frankreichs wetteifern können; sie setzt dem Volk klar und bestimmt die Sachlage auseinander, und gibt ihm einen Maßstab für die Zukunft. Eine künftige Versammlung wird die Frucht einernten, die jene Männer gesäet. Die gegenwärtige Versammlung in ihrem gros hat allerdings durch den Ausgang der Debatte gezeigt, daß sie in ihrer politischen Bildung noch keineswegs reif zu nennen ist.

Herr von Vincke und seine provinziellen Tendenzen. — Die Beschulbungsfrage. — Ein Beispiel aus dem Militärstand. — Die 150 Protestanten. — Politische Fehlgriiffe.

In den Begebenheiten der letzten Woche muß man seine Aufmerksamkeit theilen zwischen der öffentlichen Thätigkeit der Stände und den geheimen Bewegungen der liberalen Opposition. Es sind Propositionen von der höchsten praktischen Wichtigkeit vorgekommen: über das Verbot des Brantweinbrennens, der Kartoffelansfuhr u. s. w. Die Versammlung hat im Ganzen mit Einsicht und patriotischer Gesinnung diese bedeutenden Fragen erledigt. Die prinzipielle Trennung hat, wie billig, auf diese praktische Debatte keinen Einfluß gehabt. Dennoch ist Einzelnes vorgekommen, was wir beklagen müssen. Ich meine nämlich die Neigung zu einer Separation provinzieller Interessen, die der preussische Staat stets bekämpft hat, aber die gegenwärtige Versammlung vorzugsweise zu bekämpfen den Beruf hat. Sie hat sich namentlich bei den westphälischen Ständen, und, was um so gefährlicher ist, bei den Führern derselben — v. Vincke und v. Bockum-Dolffs — geltend gemacht. Nicht nur in der egoistischen Wendung der Frage, welche diese Männer der Proposition über die Unterstützung ständischer Hilfscaffen gaben, sondern auch in dem Gewicht, welches auf den Einfluß der Theilnahme der Provinzialstände an der Verwaltung der Provinz gelegt wurde, zeigt sich diese föderalistische Tendenz — unbedingt die verderblichste für das Gedeihen des preuss. Staats, die feindseligste gegen den wahren Liberalismus. Die Stände Westphalens haben allerdings den Ruhm, sich hier von ihren Führern getrennt zu haben; allein schon das Auftreten solcher Tendenzen ist bedenklich. Auch hier gebührt den Rheinländern der Ruhm, mit Entschiedenheit die Sache der Centralisation, das wahrhaft constitutionelle Staatsleben vertreten zu haben.

Man möchte überhaupt dem ausgezeichneten Redner, den ich vorhin erwähnte, die Warnung zurufen: daß ohne Hingebung an das allgemeine Interesse auch das glänzendste Talent für ständische Verhältnisse ohne Frucht ist. Möge Herr v. Vincke nicht in die traurige Lage kommen, die Rolle eines Boissy, oder, wenn er sich lieber mit einem höher Begabten vergleichen will, eines Brougham zu spielen.

Sehr erfreulich dagegen ist die Freiheit, mit welcher sich die Versammlung im Ganzen in Beziehung auf die ständischen Sonderinteressen bewegt hat. Die Brennereifrage schnitt tief in die Eigenthumsverhältnisse der Ritterschaft ein, und mit einer nicht genug anzuerkennenden Aufopferung hat diese ihre Interessen den allgemeinen aufgeopfert.

Eine sehr wichtige Frage ist neuerdings in Anregung gekommen: die Frage über die Art und Weise, wie man die Bescholtenheit der Personen, auf deren Ausschließung von dem Landtag angetragen wird, constatiren soll. Wie es bisher damit gehalten war, daß ein Anklagestand, in den ein Ständemitglied gesetzt war, das Gouvernement berechnete, dessen ständische Functionen zu inhibiren (ein Fall, wie er sich mit dem Rheinischen Abgeordneten Brust zugetragen hatte, und wie er gegenwärtig bei dem Schlessischen Grafen Reichenbach vorlag), sah sich, wenigstens der Möglichkeit nach, das Gouvernement in den Stand gesetzt,

die Wirksamkeit eines jeden Mißliebigen zu hemmen, denn wer steht so sicher, daß ihn nicht irgend eine Anklage treffen könnte. Die gegenwärtige Proposition der Regierung — das Urtheil über die Bescholtenheit einer Jury von Standesgenossen zu überlassen, erregte doch manche Bedenken. Es ist z. B. bekannt, daß bei dem Officierstande Begriffe über Ehre herrschen, die bei den übrigen Ständen keineswegs Beifall fanden. Man machte darauf aufmerksam, daß z. B. die Ausstoßung des Lieutenant's Anneke aus dem Militairstand auf Gründen basirt habe, die manchen in der Versammlung stolz machen würden, neben einem solchen „Bescholtenen“ zu sitzen. Man erinnerte an die Aufnahme D'Connell's im englische Parlament. Es war dies eine Frage, in der sich alle constitutionell Gesinnten von den verschiedensten Fractionen begegnen mußten. Am entschiedensten sprachen sich im liberalen Sinne aus: der preussische Abgeordnete v. Bardeleben und der rheinische Abg. Hansemann. Uebrigens war auch bei dieser Debatte, wie bei so mancher andern, eine gewisse Unsicherheit in dem augenblicklichen Entschluß nicht zu verkennen.

Was über die nicht officielle Thätigkeit der liberalen Opposition mitgetheilt werden muß, hat wenig Erfreuliches. Es handelt sich um das öffentliche Geheimniß der Winckeschen Protestation gegen die in der Antwort des Königs ausgesprochenen Ansichten über den Rechtsboden der neuen Verfassung, die — bis jetzt von 150 Mitgliedern unterzeichnet — dem Landtagsmarschall übergeben, der Versammlung angetragen, und wenn sie hier, wie zu erwarten steht, die Majorität nicht erlangt, als Spezial-Protest der Unterzeichner in das Landtagsprotokoll niedergelegt werden soll.

Was würde ein solcher Schritt für Folgen haben, wie die Sache gegenwärtig steht? Die Schwäche der liberalen Partei vollends sichtbar machen und das Einverständnis mit der Krone, durch welches für jetzt allein etwas gewirkt werden kann, auf eine um so bedenklichere Weise stören, da die vom Gouvernement unterstützte Partei dadurch ihre Stärke kennen lernt. Was wollen die protestirenden Mitglieder thun, wenn sie in der Minorität bleiben? Jetzt austreten, nachdem sie sich auf Alles eingelassen haben? das wäre unter diesen Umständen eine reine Caprice und hätte keinen andern Sinn, als — die liberale Partei noch weiter zu schwächen. Nicht austreten? Dann ist der Protest kindisch.

Einzelne Führer von den Rheinländern sollen sich haben verleiten lassen, diesem Protest beizutreten. Mögen sie nicht, durch einen falschen Point-d'honneur verleitet, sich in eine Bahn begeben, die nicht die ihrige sein kann. Denn was bleibt jetzt, nach Beendigung des prinzipiellen Rechtsstreits, den Ständen übrig? Nach bestem Gewissen und nach bester Einsicht sich auf die Delutverhandlung einlassen; den Kampf um das Prinzip aber auf die nächste Versammlung vertagen, die schon eine bessere Vorschule hat.

Unglaublich ist das Gerücht, das Gouvernement beabsichtige die protestirenden Mitglieder von dem Landtag auszuschließen. Ein solcher Schritt würde der Sache eine neue Wendung geben, aber nur zum Nachtheil der conservativen Partei.

Neuföln.

Zur Charakteristik der Landtagsredner. — Parlamentarische Gewohnheit der Rheinländer. — Herr von Vincke. — Herr Gier. — Graf Arnim u. s. w.

Es dürfte Ihnen nicht uninteressant sein, einige Notizen über die bisher abgelegten Proben parlamentarischer Beredsamkeit auf unserm Landtage zu erhalten, so wie über die bisher am meisten als Redner sich hervorthuenden Mitglieder desselben. Vor allem muß bemerkt werden, daß es für den Außenstehenden nicht möglich ist, aus den Berichten der Zeitungen allein das rednerische Talent eines Abgeordneten richtig zu beurtheilen. Eine Rede kann beim Lesen den größten Effect hervorbringen, die wegen Schwäche und Undeutlichkeit des Organs, wegen Mangelhaftigkeit des Vortrags fast spurlos an der Versammlung vorübergegangen ist. Die Abgeordneten der Rheinprovinz sind am meisten wegen ihres großen Talentes gefeiert worden und theilweise auch mit Recht. Jedoch ist zu berücksichtigen, daß es auf dem rheinischen Provinziallandtage auch gestattet ist, Reden vorzulesen, und daß daher mehrere rheinische Deputirte stets mit einem Concepte auf der Rednerbühne erscheinen, durch dessen mehr oder minder häufiges zu Rathe ziehn der Eindruck der Rede oft sehr gestört wird. Dies findet hauptsächlich auf Herrn Merissen Anwendung, dessen Reden in den Zeitungen höchst effectvoll, auf dem Landtage aber von geringem Erfolg sind. Auch Herr Camphausen spricht weder völlig frei, noch fließend. Dagegen ist Herr v. Beckerath betreffs rethorischen Schwunges und Schönheit der Sprache, die durch einen würdevollen Vortrag noch gehoben werden, der erste Redner des Landtags. Völlig frei und aus dem Stegreif spricht Herr Hansemann, dabei höchst kraftvoll und in oft drastisch ergreifender Weise. Er trifft vielleicht von allen Rednern am meisten den Ausdruck, wie er dem sich seiner Rechte bewußten Volksvertreter zukommt. Weniger beredt, als die Vorgenannten, aber von großem Einfluß unter den rheinischen Abgeordneten ist Herr Aldenhoven. Unter den westphälischen Abgeordneten hat sich bisher nur einer wahrhaft hervorstechend bewiesen, dieser eine nimmt aber auch einen der ersten Plätze auf dem ganzen Landtage ein. Es ist Herr v. Vincke, den wir meinen, wie man leicht errathen wird. Seine Reden, die gedruckt von großem Interesse sind, sind von einem noch viel größeren Einfluß auf die Versammlung. Er spricht stets ganz frei, dabei sehr schnell, jedoch vollkommen deutlich, seine Deductionen sind von schlagender Schärfe, sein Angriff von unwiderstehlicher Gewalt. Er ist Aristokrat, aber im guten, etwa englischen Sinne, und besitzt eine unerschütterliche Festigkeit des Charakters. Von den Westphalen ist Herr v. Bockum=Dolffs noch rühmlichst zu erwähnen. Aus Sachsen wüßte ich keinen zu nennen, es müßte denn Herr Gier, Bürgermeister Mühlhausens, mit seiner beharrlichen Tendenz, die Zeit der Landtagsitzung möglichst zu verkürzen, sein. Jedoch hatte Herr Gier bis jetzt noch nicht Gelegenheit sein ohne Zweifel colossales Talent genügend zu entwickeln. Brandenburg hat sich in der zweiten Curie noch nicht bewährt. Von den Herren dieser Provinz hat der Graf v. Arnim eine unleugbar große parlamentarische Gewandtheit bewiesen. Unter den Schlesiern zeichnet sich Herr Milde aus, kann jedoch mit den eminenten Rednern

der westlichen Provinzen nicht verglichen werden. Seinen sonst eindrucksvollen Reden fehlt sowohl in Form als im Vortrage Politur und Feinheit. Ein Talent, obwohl noch nicht klar zu beurtheilen, ist der Fürst von Lychnowski. Die Pommeren besitzen in dem Grafen v. Schwerin einen guten Redner, der seine Gedanken in klarer und bündiger Weise auszudrücken versteht. Von den Posen-schen Deputirten hat Herr Naumann, Oberbürgermeister von Posen, den Erwartungen, die man von ihm hegte, nicht entsprochen. Seine Haltung ist eben so unklar, als seine Reden. Den Deputirten der Ritterschaft dieser Provinz mangelt schon die gnügende Herrschaft über die Sprache, um als Redner Bedeutendes zu leisten. Doch ist Herr v. Kraszewski nicht ohne Erfolg aufgetreten. Die Preußen haben ihren großen Ruf bis jetzt noch nicht genügend gerechtfertigt. Jedoch hat Herr v. Auerswald sich als eines der einflussreichsten Mitglieder des Landtags gezeigt. Er verbindet Feinheit und Mäßigung der Rede mit großer Gewandtheit, Geistesgegenwart und Schärfe der Dialektik. In der Versammlung ist sein Auftreten stets von Erfolg. Höchst ungerechter Weise ist von der radikalen Seite her die Festigkeit seiner Gesinnung verdächtigt worden. Die Folge wird die Grundlosigkeit dieser Begriffe beweisen. Die Herren v. Brünneck, v. Wardenleben und v. Sacken-Tarputschen sind bis jetzt von den übrigen preussischen Abgeordneten die, welche noch am häufigsten aufgetreten sind.

D....

III.

Aus Schwerin.

Anfangs Mai.

Die Stadt und ihre Umgebungen. — Neue Bauten. — Straßenleben. — Geselligkeit. — Geistige Ohnmacht. — Theater.

Häufige Correspondenzberichte aus Schwerin dürften für den Schreiber, wie für die Leser gleich ermüdend sein; so einmal aber mag es zur Abwechslung wohl hingehen. Will man Schwerin mit strenger Gerechtigkeit loben, und da es meine Vaterstadt ist, möchte ich dies gern thun, so muß man sich an dessen Aeußeres und gar an seine Umgebung halten. Letztere ist in der That überaus reizend. Dies wurde mir erst recht klar, als ich dieselbe nach mehrjährigen Reisen jüngst wieder erblickte. Eine Kette großer klarer Seen, mit lachenden Ufern umschließt fast den ganzen Ort. Die Kunst hat es verstanden, diese Vorzüge der Natur zu benutzen, und geschmackvolle parkartige Anlagen ziehen sich an den Seiten der Stadt oft über eine halbe Meile weit fort, und begrüßen den Wanderer, der von Berlin und Moskau kommt auf das freundlichste. Laub- und Nadelhölzer, mit verschlungenen Pfaden durchhauen, große, gut erhaltene Rasenplätze, Blumengärten aller Art, Treibhäuser, Pavillons auf kleinen Hügeln, von denen man manche überraschende Aussicht hat, wechseln mit dem klaren Gewässer der vielen Seen auf wohlthuende Weise. Geschmackvolle Landhäuser mit hübschen Privatgärten, unter denen besonders die neuerbaute „Paulshöhe“ des Generals von Ederhorst rühmend zu nennen ist, liegen zerstreut umher und geben so dem

Ganzen noch mehr Abwechslung und buntere Färbung. Auch die Stadt selbst, obgleich in ihren älteren Theilen nur aus krummen, engen Straßen, mit häßlichen, hölzernen Häusern bestehend, hat in letzter Zeit gar mannigfache Verschönerungen erhalten, und wer sie seit zehn Jahren nicht gesehen, dürfte sie zum Theil kaum wieder erkennen. Öffentliche Gebäude, wie das Regierungsgebäude, das Schauspielhaus, das Arsenal, der Marsfall, das neue Amtshaus und noch mehrere andere sind neu entstanden, ganze Straßen sind fast gänzlich umgebaut, ja sogar ein neuer, ziemlich bedeutender Stadttheil „die Paulsstadt“ ist angelegt worden. Die Bevölkerung der Stadt ist in den letzten Jahren von 13,000 auf 30,000 Einwohner gestiegen und ist fortwährend im Zunehmen begriffen. Da Schwerin der Knotenpunkt dreier mecklenburgischen Eisenbahnen sein wird, von denen eine, die von dort über Hagenow nach Hamburg führt, schon vollendet ist, so kann man mit Recht hoffen, daß der ganze Ort einer erfreulichen Zukunft entgegengeht; wie denn auch jetzt schon der Grundbesitz daselbst einen sehr hohen Werth erreicht hat. Der Schöpfer aller dieser Neuerungen, der während seiner fünfjährigen Regierung für den Ort fast mehr gethan, als seine Vorgänger zusammen, ist der 1842 verstorbene Großherzog von Mecklenburg, Paul Friedrich. Sein jetzt regierender Sohn, Friedrich Franz, ist hierin in des edeln Vaters Fußtapfen getreten, und setzt, obgleich mit Berücksichtigung der Kräfte des Landes, das begonnene Werk eifrig fort. Auch das Straßenleben der Stadt beginnt allmählig einen Anflug von Großartigkeit zu erhalten; elegante Karossen, schöne Reitpferde, elegante Herren und Damen und geschmackvoll uniformirte Soldaten sind in allen Gassen zu finden, denn der Mecklenburger überhaupt hält viel auf die äußere Erscheinung und Form, und der Schweriner als echter Residenzbewohner, thut lieber hierin zu viel als zu wenig. In den letzten Jahren sind eine Anzahl sehr elegante Droschken hinzugekommen, um das Rasseln der Wagen, da auch der Postenverkehr sehr bedeutend ist, noch zu vermehren. So viel vom Aeußern, das ich mit Recht loben durfte, und das auch jedem Fremden einen befriedigenden Eindruck machen wird. Ob dieser aber bleiben würde, wenn derselbe so lange verweilte, um auch das geistige und gesellige Leben der Stadt kennen zu lernen, dürfte sehr zweifelhaft sein. Ich glaube, Jeder, der nicht in Schwerin genaue Bekannte von früher hat, und gern in engen, möglichst abgeschlossenen Familienzirkeln weilt, muß sich bei längerem Aufenthalt daselbst unendlich langweilen, denn außer dem Theater und der reizenden Umgegend, bietet der Ort unglaublich wenige Ressourcen irgend einer Art dar, weit weniger als andere Städte, die kaum die Hälfte Einwohner haben. Kaffeehäuser mit Zeitungen, öffentliches Leben, großartige Museen sind Dinge, die in Schwerin kaum dem Namen nach bekannt sind. Alles verschließt sich in seinen vier Pfählen, in Clubs und kleinen Coterien, die aber sehr streng nach Rang und Stand fragen und sich nichts weniger als liberal dem Fremden öffnen. Dieser Rang- und Kastengeist hat eine Höhe erreicht, die man z. B. in Süddeutschland für ganz unmöglich halten würde. Zeichnet sich schon Mecklenburg, dies Land der mittelalterlichen Institutionen, hiedurch auch im hohen Grade aus, so excellirt wieder hierin Schwerin ganz besonders; Rostock, die bedeutendste Stadt des Landes, hat lange nicht so viel davon zu leiden, da überhaupt dort viel regeres geistiges Leben,

Sinn für wissenschaftliche Unterhaltung und Antheil an den Fortschritten der neueren Zeit zu finden ist. Doch hat auch Schwerin in den letzten Jahren einige Fortschritte gemacht, wie z. B. nach dem Muster der Moskauer in neuerer Zeit daselbst auch eine „Philomatistische Gesellschaft“ errichtet wurde. Sind derartige Gesellschaften und überhaupt eine Vermehrung der geistigen Unterhaltung aller Art für irgend einen Ort ein Bedürfnis, so ist dies gewiß für Schwerin der Fall, was bisher so auffallend arm daran war. Ueberhaupt ist es ein großer Nachtheil für die Stadt, daß sie so sehr wenig literarische Persönlichkeiten, die geeignet wären, einem größeren Kreis als Mittelpunkt zu dienen, besitzt. Fast Jeder ist hier Geschäftsmann und hat für alle andern Angelegenheiten wenig Zeit. Die einzelnen Ausnahmen sind sehr spärlich und stehen so vereinzelt da, daß sie auf das Ganze nur geringen Einfluß ausüben können.

Das Theater ist im Allgemeinen gut, ja für die Theater zweiten Ranges ist es sogar auffallend gut zu nennen. Der Hof gibt eine beträchtliche Unterstützung, das Abonnement des Publikums ist nicht unbedeutend, zumal da es Sitte ist, das Theater recht häufig zu besuchen, und der Intendant, geheime Hofrath Böllner, versteht gut zu wirtschaften und hat in der Wahl seiner Mitglieder stets Glück und Geschmack gezeigt. Als einzelne Persönlichkeiten sind rühmend zu nennen Herr Baumeister, der als Heldenspieler und erster Liebhaber auch an der größten Bühne an seinem Plage sein würde; Herr Gliemann, ein guter Charakterspieler, und Herr Peters, ein gewandter humoristischer, nur oft zu sehr outrirender Komiker. Unter den Damen des Schauspiels zeichnen sich besonders aus: Mad. Parrod, in feinen und namentlich koketten Charakteren des Lustspiels sehr viel Talent zeigend, und eine junge Anfängerin, Fräul. Schröder, die auf gleichem Feld recht gut zu werden verspricht. In der Oper, über welche ich mir jedoch kein vollgültiges eigenes Urtheil erlauben darf, da ich mich nicht im Geringsten dafür interessire, werden die beiden ersten Sängerinnen, Fel. Kirchberger und Limbach, wie auch Herr Hünze, sehr oft mit Lob vom Publikum genannt.

Dies ein kurzer Umriss von Schwerin, der natürlich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann und will.

J. v. W.

IV.

Aus Dresden.

Ende April.

Blicke nach Berlin. — Die Stenographen. — Die Eheuerung. — Rößcher's Vorlesungen. — Unglückliche Gastspieler. — Maria Bayer.

Was wollen Sie mir jetzt aus Ihrem stillbürgerlichen Dresden schreiben? werden Sie fragen, jetzt, wo die Congestionen des politischen Interesses alle nach Berlin wallen, daß es den Herren dort auf dem Höhepunkte, wo von Osten und Westen scharfe Blicke sie spähend beobachten, schier schwindeln möchte. Wir dürfen es zugestehen: Berlin ist gegenwärtig ein deutsches Paris, ob freilich das

Paris der Jetztzeit oder das einer rückwärts liegenden Zeit, die Beantwortung dieser kritischen Frage will ich der vergleichenden Kritik Ihrer Leser überlassen. Aber auch Dresden ist an den preussischen Landtag geknüpft worden, zuerst als Residenz des Fürsten, dessen königliches Wort: „Vertrauen erweckt Vertrauen,“ in den anticonstitutionellen Herzensergießungen der Thronrede vom 11. April von dem preussischen Monarchen allegirt ward, und dann später als Sitz eines stenographischen Staatsinstitutes, welches seine besten Kräfte herleihen mußte, damit die preussische Staatszeitung in ihren Berichten mit den Verhandlungen der Stände Schritt halten konnte.

Ziemlich unmittelbare Lebensfrage ist auch hier die allgemeine Noth und Theuerung, wobei die Getraidehandelsbedenken lebhaft besprochen werden; zwar sind die Brod- und Kartoffelpreise zu einer exorbitanten Höhe gestiegen; doch ist es hier noch nicht, wie anderwärts, zu tumultuarischen Auftritten und Excessen gekommen, und man scheint die Theuerung als ein schweres, aber doch unabwegbares Uebel hinnehmen und die Wichtigkeit des Sazes anerkennen zu wollen, daß gerade die anhaltende Höhe der Getraidepreise es ist, welche die Aussicht auf eine fortdauernde Zufuhr von Außen verbürgt. Nicht unbedeutende Beruhigung gab auch das in diesen Tagen erlassene Verbot des Branntweinsbrennens aus Getraide und Kartoffeln.

Ist auch „Panem et circenses!“ nicht Stichwort für die Dresdner, so läßt man doch hier die Theilnahme an der Kunst über der Brodnoth nicht erkalten. Das Bemerkenswerthe in diesem Monat waren Professor Nötscher's dramatische Vorlesungen des „Kaufmanns von Venedig,“ „des Stern von Sevilla“ und „des Arztes seiner Ehre.“ (Nicht eine deutsche Dichtung fand der Berliner Dramaturg des Vorlesens werth!) Herr Nötscher wollte in den einleitenden Worten, welche er der ersten seiner Vorlesungen voranschickte, nicht verkennen, daß gerade Dresden ein schwieriger Boden für einen ersten, öffentlichen Versuch in der Kunst des dramatischen Lesens sei; denn die Erinnerung an Tieks gewissermaßen classisch gewordene Leseabende war neuerdings durch Holtei und Eduard Devrient wieder aufgefrischt worden; namentlich hatte der letztere in den verfloffenen Wintermonaten vor einem größeren Privatcirkel mehrfache Proben entschiedener Begabung für dieses eigenthümliche Genre künstlerischer Leistung gegeben. Unerläßlich ist dazu vor Allem nicht nur ein nach Höhe und Tiefe gleich ausgebildetes, hinlänglich ausgiebiges Organ, sondern auch eine vollständige Beherrschung aller dieser Mittel und eine vorsichtige Oekonomie in deren Anwendung; denn nur bei einem Vorhandensein dieser Voraussetzungen wird es dem Leser möglich, die einzelnen dramatischen Charaktere zu individualisiren und dadurch für den Zuhörer Umrisse zu liefern, welche seine Phantasie nach dem Verständniße der Dichtung zu einem innern Bilde auszufüllen hat. In dieser Beziehung stehen auch z. B. die bekannten Regsch'schen Umrisse zu den Goethe'schen und Shakespeare'schen Dramen in gleichem Verhältnisse zu der bildenden, wie die dramatischen Vorlesungen zur dramatischen Kunst. Prof. Nötscher besitzt nun trotz seines dramaturgischen Verständnisses doch nicht die nöthige Technik, um die Aufgabe des dramatischen Vorlesens befriedigend erfüllen zu können; sein Organ ist zwar volltönend, doch in den einzelnen Stimmungen nicht gleichmäßig ausgebildet; er wird das Tempo

im Ganzen schneller wählen und gerade hier im Einzelnen noch merklichere Abwechslung, mehr Schatten und Licht anbringen müssen. Es fehlt seinem Vorlesen Nuance und Colorit, und besonders störend ist es, daß er viele Schlussworte mitunter gänzlich verschluckt. Doch waren die beiden letzten Vorlesungen gelungener als die erste; und zum Theil dürfte wohl auch der geringe Anflug und Beifall, welchen jener Versuch gefunden hat, der Ungunst des gewählten Locals, ein viel zu hoher Raum, beizumessen sein. Wir wunderten uns übrigens, als besondern Begünstiger dieses Unternehmens, unsern Dramaturgen, Dr. Gukow, auftreten zu sehen, da er der dramatischen Vorlesung überhaupt abhold sein soll, und in seinem Gespräche über Theaterschulen, das im Rheinischen Jahrbuche für das Jahr 1846 abgedruckt ward, mit „dem berliner Professor“ der Dramaturgie nicht eben glimpflich umgesprungen ist. Das Theater überschwemmt Dr. Gukow seit einiger Zeit mit einer Gattung so untermittelmäßiger Gäste, daß man ihm bereits nach dem zweiten ein „Oho! jam satis!“ hätte zuzurufen mögen. Was er eigentlich mit diesem Experimente auf die Tragkraft der Geduld unsres Publikums beabsichtigt, läßt sich in der That nicht absehen; nur die Casse wird nicht eben Schwefelätherempfindungen davon haben. Fr. Bayer gastirt gegenwärtig in Stuttgart mit einem eben so ungewöhnlichen, als gewiß verdienten Beifall; und wir haben am Ende Grund zu fürchten, daß sie unsrer Bühne dorthin entzogen werden wird — ein Verlust, der bei dem gegenwärtigen Bestande der künstlerischen Capacitäten des deutschen Theaters geradehin ein unerzöglicher sein würde. Eduard Devrient ist in diesen Tagen nach Wien gereist.

E. P.

V.

Antiständisches aus Böhmen.

Die Redaction dieser Blätter hat in Heft 16 den Fehdehandschuh für uns aufgenommen, welchen ein Correspondent der Cölnischen Zeitung uns hinwarf; auch wir selbst jedoch müssen den Handschuh unmittelbar aufnehmen, indem wir ein Wort zur Verständigung in diesen Blättern niederlegen, über den Standpunkt, von welchem wir bei Beurtheilung ständischer Verhältnisse in Böhmen pflichtgemäß ausgehen.

Uns zu rechtfertigen gegen den impliciten, auch schon anderswo — Oesterreichs Zukunft, 2r. Theil — angedeuteten Vorwurf, es sei unsere Beurtheilungsweise eine hohen Ortes angeordnete, und wir gewissermaßen Mietzgülle des Beamtenthums — halten wir unter unserer Würde, wie unter der Würde gesunden Menschenverstandes der Leser dieser Blätter, an welchen wir appelliren, und es genügt wohl vollkommen an dieser Appellation, die Ansicht ungesunden Verstandes dagegen bleibt uns durchaus indifferent, auch wollen wir uns nicht vermessen, unheilbares zu curiren.

Die Correspondenz — „von ††“ — Heft 16 greift uns hart an, nennt unsere Ansichten kauderwälsch, verdächtigt uns als verkappte Radicale u. s. w. — wir nehmen das ruhig hin und legen es zu dem übrigen, fragen aber alle

die Herren Von und Zu, ob denn wirklich alles Heil, aller Fortschritt Böhmens sich in jenem Hypothekbau, jenen Straßenbaufragen, und der Aufhebung des Lotto so wesentlich und insbesondere zunächst begründe, da wir uns immer wieder diese Bataillepferde müssen vorreiten lassen, welche die Herren Stände immerfort tummeln in ihren Turneyen??

Wir wollen in eine detaillirte Kritik dieser Gegenstände hier nicht eingehen, doch ist es ziemlich anerkannt, daß die Hypothekenbank, in den proponirten Grundlagen, eben kein besonders dringendes Landesbedürfnis sei, und insbesondere dem eigentlich Hülfbedürftigen, dem Bauer, so gut als gar keinen Vortheil gewährte, während die großen Gutsbesitzer, vielleicht in der illusorischen, auf ungenaue Notiz gebauten Hoffnung ihre Schulden hinfort nur zu 3 Procent zu verzinsen, dem Projecte ihre warme Unterstützung gewährten, einem Projecte, dessen Complication dem Geschäftsmanne vom Fache hin und wieder unklar schien, so daß die Wette füglich zu gewinnen wäre, daß die gute Hälfte der unterstützenden Votanten, das innerste Wesen, und den Mechanismus des projectirten Institutes, kaum richtig zu definiren vermöchte.

Daß Böhmen mit Straßenzügen nach allen Richtungen reich versorgt sei, ist notorisch, und die wirklich landesväterlichen Tendenzen der Herren Stände in Bezug dieser Fragen blieben bisher wenigstens etwas problematisch. Das Lotto endlich, wir geben das zu, wäre besser beseitigt, obschon es viel dringenderes, viel wichtigeres zu bessern, vom unmittelbaren Bereiche der Herren Stände zu beseitigen gibt.

Wir verkennen nicht, daß einzelne der Herren Stände vom klaren Bewußtsein, von durchaus löblicher Humanität und aufopferungsfähiger Tendenz geleitet seien, doch einzelne machen nicht die Körperschaft aus; wir sahen es, wie eben diese einzelnen sich inmitten ihrer Genossen nur schwer Geltung verschaffen konnten; die stürmischen Nachtragsdebatten über die letzte Steuerfrage haben das klar bewiesen. —

Die Majoritäten sind es, mit welchen die Beurtheilung zu thun hat, diese sind es, welche beliebig mitregieren möchten und doch wieder ängstlich zusammenschrumpfen, gilt es einem ernstern Hofdecrete entgegenzutreten; wir protestiren wiederholt gegen solches Regiment, denn unverändert in Ansicht und Grundsätzen sind diese Majoritäten geblieben, auf welche das Bourbonische Charakteristikon sich sehr wohl appliciren läßt, wir Bürgerlichen protestiren gegen das Regiment einer excludirten Versammlung, deren Glieder nicht einmal nur des Besitzes wegen, sondern von Geburts wegen allein stimmfähig sind, in welcher auch unbärtige Jünglinge über unsere Geschicke zu Rathe sitzen dürfen, blos deshalb, weil ihnen hinkünftig ein Besitz zufallen wird, während ein bürgerlicher, selbst ein adeliger Gutsbesitzer, ist er nicht effectiver Ritter, sich gleich uns von bloßen Embryonen künftiger Besitzer, wie von Hülsen ehemaliger Besitzer schweigsam soll regieren lassen.

Darum können wir uns nie und nimmer der Idee befreunden, solcher Körperschaft uns unterzuordnen.

Das eben ist der große Unterschied zwischen ständischer Verfassung, wie sie leider bei uns besteht und sich geltend macht, und moderner Verfassungen, daß

erstere als bloße Mitregentschaft einzelner bevorzugter Interessenten waltet, ihre Exklusivinteressen daher nie aus dem Auge verliert, und nie verlieren kann.

Mitregentschaften sind an sich unbedingt verwerflich, und es leidet ein solches in Bevorzugung wurzelndes Institut sogar an gänzlicher Unfähigkeit sich aus sich selber herauszubilden, sich zeitgemäß zu amplifiziren, wir sehen es an dem starren, Mißbrauch beschützenden Hause der Lords, was von solchen Regierern zu hoffen ist, und doch erhält dieses Verjüngungselement aus dem Volk.

Dieses Ständewesen gehört einer traurigen, längstvergangenen Zeit an; zur Zeit seiner Entstehung hatten die Massen kein politisches Bewußtsein, sie waren Heerde, Eigenthum der Mächtigen vom Schwerdte, diese Mächtigen waren das Land, und zogen Schranken dem außerdem allmächtigen Regenten, theilten mit ihm sich in die Macht, die Städte bildeten sich als einzelne Civilisationsoasen in der politischen Wüste, wurden stimmbererechtigt durch gewählte Vertreter in den Ständekörpern; und grade dieses den heutigen Begriffen näherstehende Element des Ständelebens ist heute unterdrückt, zur Nullität herabgesunken, während das andere, vom Ausgangspunkte aus, auf bloßer Kraft rechtsbastrende Element, sich heute wieder geltend machen will und Fortschritt spielt, um zur alten Kraft wiederzugelangen, und keinen Versuch macht, die ursprüngliche Wählbarkeit der städtischen Vertreter zu beantragen, um wenigstens durch den Versuch, mag er immerhin mißglücken, loyale Gesinnung zu bethätigen, uns zu beweisen, man halte nicht fest am ausschließlichen Ritterthume.

Wir tragen der treffenden Pfeile viele im Köcher, doch wollen wir so manche Detailnotiz und Ueberzeugung der Oeffentlichkeit nicht übergeben, aus discreter Schonung; wir gestehen rühmliche hochzuachtende Ausnahmen willig, ja freudig zu, doch kennen wir die Individualitäten und Spezialitäten der im Ständesaale zu Rathe sitzenden Mehrheit, wir kennen ihre abstruse Juntergesinnung, wir kennen ihre Ansicht über die Intelligenz der Mittelklasse, ihr Herabsehen auf dieselbe, die sie längst überflügelte, die dort vorherrschende Unkenntniß des eigentlichen Wesens heutiger Zustände, die Halbheit des Wissens, das sich auf flüchtiges Notizenwesen, auf äußerlichen Anstrich beschränkt, und die Welthistorie in Romanen studirt hat, und wir protestiren mit gutem Grunde gegen allen Einfluß bevorzugter Mitregenten auf unsere Geschicke, wir beugen uns weit williger vor dem Monarchen von Gottes Gnaden, da uns dies Loos nun einmal gefallen, doch einer Versammlung von Monarchleins, von Adels Gnaden, versagen wir unbedingt Anerkennung und Gehorsam.

Alles hatte seine Zeit, war gut in seiner Zeit. — Das Mönchthum war gut und heilsam zur Zeit der Rohheit und Barbarei als Asyl des Unterdrückten, des stillen Denkers der wissenschaftlichen Tradition.

Die grausame Behme war bedingt von einer Zeit ohne öffentliche Gerechtigkeit; in einer Zeit verbrecherisch gewaltsamer Uebergriffe; selbst die Jesuiten waren gut zu ihrer Zeit, sie lieferten treffliche Schulmänner.

Heute ist das anders, die Mönchsrefugien sind Mastanstalten für Müßiggänger, die Jesuiten werden zum Verdummen anderer verwendet, dienen heute als Löschhorn, während sie früher die Leuchte trugen, wiewohl stets in gewissen Schranken, und ihr leibliches Interesse stets und sorglich während.

Diese ehemals brauchbaren Institute stehen wie morsche Strünke, einst gründer, längst gefällter Bäume, kahl und gebleicht im Gefilde und hemmen durch ihr todttes, noch weit verzweigtes Wurzeln die allgemeine Cultur des Bodens; nur Unkrant gedeiht in ihrem Bereiche. Ein ähnlicher Baumstrunk ist auch das böhmische Ständewesen in seiner alten Form, es mögen einzelne grüne Wurzeltriebe schießen, doch nimmer wird es zum Baume; es fehlt ihm der organische gesunde Lebenssaft, es bleibt immerdar Strunk.

Sich an das praktische, an das ausführbare halten, aller Illusion fremd, von zwei Uebeln das kleinere wählen, charakterisirt den Mittelstand, den emsig regen, den schaffenden, strebenden, dem rein verzehrenden, phantastisch träumenden Hochadel gegenüber, der im Opiumrausche des Besizthums das Leben in seinen taufend Verschlingungen, in phantastischer Färbung träumerisch ansieht.

Daß eine Regierung, die bald zum großen Theile und grade an ihren lichten civilisirten Grenzen umgeben sein wird von constitutionellen Staaten, zu der Erkenntniß gelangen müsse, sie könne, selbst in blos materieller Hinsicht, nicht mehr beim Alten bleiben, sie könne ausgebildete Regierungsorgane nicht mehr enthalten, sie könne der öffentlichen Meinung das freie Wort nicht mehr verwehren, ist unleugbar richtig; ist das erreicht, so entfalten sich die schlafenden, unermesslichen Kräfte Oesterreichs in jugendlichem Flügelschlage, Oesterreich werde vor der Hand was Preußen bis zum 3. Februar gewesen, ein gutverwalteter, rein monarchischer Staat; das übrige stellen wir vorläufig dem lieben Herrgott und seinen Decennien amheim.

Ist das Schulwesen ein anderes und besseres geworden, ist allseitige Befähigung und ihre Erprobung jedem Regierungsorgane zur Pflicht gemacht, vermindert sich auch die Zahl derselben, in kurzem vereinfacht sich der schwerfällige träge Regierungsmechanismus, das freie Wort findet seine Geltung und mancher Hochgeborne, welcher heute der Besoldungscasse zur Last fällt, scheidet aus, weil Wissen und Arbeit zur Parole geworden; nach dieser vor Allem streben wir als erstem wirklichstem Schritt zum Besserwerden, und wir vermiffen sie in der hohen Ständeversammlung.

Wir kommen da ganz natürlich auf die Frage zurück, warum denn die Herren Stände das Näherliegende nicht berathen und stets am Lotto und ähnlichen Dingen, warum von Aufhebung der Patrimonialgerichte, welche, wie notorisch, mitunter gränliche Justiz üben, warum von Verbesserung der Volksschulen, besserer Dotation der Schullehrer, warum von allgemeiner Nobotsaufhebung mit beiderseitigem Opfer noch nie die Rede gewesen, und doch sind dies die eigentlich wunden Flecke Böhmens; doch ihre Heilung erfordert ständische Opfer, die die Zeit zwar rechtlich lohnen würde, vom Ständesaale also ist da Heilung nicht zu erwarten, man regiert für sich, nicht für die Gesamtheit, selbst nicht für seine eigne Generation der Zukunft. Unsere Stände sind Interessenten einer bestimmten Gattung, also eo ipso für ihre Gattung befangen.

Seit dem vorigen Jahrhundert sind neben ihnen massenhafte Interessen aufgewachsen, wenn auch ohne Grundbesiz, doch in Intelligenz, Kraft und Willen diese überwiegend; wo liegt also heute die Vernunft der jener Sonderinteressen, ausschließend, als privilegierte Kaste die übrigen zu regieren.

Wir hätten vielleicht theoretisch unrecht, wollten wir wirklichen, wahrhaften Fortschrittsbestrebungen der Herren Stände unsere Theilnahme, unsere Anerkennung versagen, doch ist diese Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit zur Zeit noch zu beweisen; einstweilen verarge man uns den Wunsch nicht, mit all den hohen Herren, die so herablassend, mitleidig auf uns niedersehen, wie jene Riesen auf den kleinen Gulliver, dem Regenten gegenüber auf gleicher Linie zu stehen, in gleicher Nichtberechtigung, diese Gleichheitstheorie gönne man uns, es blieben der Ungleichheiten noch Viele übrig, und weit leichter trägt sich manches Ungemach, wenn es, ein gemeinsames, alle trifft.

Die Ansicht, ist sie auch Täuschung, bedingt den Humor; mancher constitutionelle Staat wird hin und wieder jämmerlich regiert, doch das Volk findet Trost darin, daß seine gewählten Vertreter schlecht mitregieren helfen, dasselbe Motiv, nur im umgekehrten Verhältniß, bestimmt uns, ständische Mitregentschaft nicht anzuerkennen, und die Herren daran zu erinnern, daß zwischen ihnen und der Versammlung zu Berlin der mächtige Unterschied des Wahlprinzips der Bürger- und Bauervertretung liege, darum gilt nicht von jenen, was von diesen.

Möge die bevorstehende Waierversammlung erfreuliche Beweise liefern, unsere hier niedergelegte Bürgeransicht sei voreilig irrsam gewesen; mögen die Herren Beschlüsse fassen zur Abwehr gemeiner Noth, mögen sie sich gemeinsam verpflichten, ihre noch gefüllten Speicher zu mäßigem Preis der hungernden Bevölkerung zu öffnen, mögen sie Verbot der Kornausfuhr von der Regierung erbitten, verzichtend auf ungerechten Gewinn am hungernden Armen — mit Freudigkeit wollen wir sie dann als Väter des Landes anerkennen und achten, so lange jedoch solche Gesinnung nur in einzelnen, wenn auch vielen wohnt, bleibt unsere Ansicht von der Majorität unverändert dieselbe.

Prag, im Jahre des Kornwuchers 1847.

Blase.

VI.

Aus Wien.

1.

Anfangs Mai.

Eindruck des preussischen Landtags. — Von unten nach oben. — Ständische Besprechungen in verschiedenen Provinzen. — Oeffentlichkeit der Verhandlungen. — Das neue Anlehn. — Das Robotgesetz.

Mehr als das Patent vom 3. Februar hat die Thronrede des Königs tiefe, gewaltige Sensation in unserer Kaiserstadt erregt. Wien ist doch nicht so ganz Metropole des Genußes, wie man's der Welt einreden möchte, wie es in gewissen Kreisen gewünscht wird. Die Zahl der Abonnenten auf preussische Zeitungen hat sich um ein paar Hunderte vermehrt.

In der letzten Zeit ist hier, da jetzt die den Bühnengesang verkaufende Jenny Lind, Gottlob! fort ist, kein Gegenstand (nicht einmal in der Wiener-Zeitung durch einen „Tendenz-Bären“ der haute finance *) unlängst in

*) Herr Anton Falkbeer? Siehe Wiener-Zeitung vom 24. April.

Schutz genommene Anlehen von 120 Millionen) so vielfältig, so frei, so rückhaltslos von allen Klassen der Gesellschaft besprochen worden, wie eben jene Rede. Es interessirte die Wiener doch auch einmal zu vernehmen, was ein deutsches gekröntes Haupt durch drei Viertel Stunden „auswendig“ reden könne. Diese Auswendigkeit war hier kein geringer Gegenstand des Erstaunens.

Natürlicher Weise geht man hier von den preussischen Ständen zu den österreichischen über, und man fängt an über sie mehr wissen zu wollen, als ihre in den Sack der Censur eingenährte Wirksamkeit transpiriren läßt. Ueber der Stände Thun und Lassen enthalten wir uns vor der Hand eines jeden Urtheils. Ihr langgewohnter Egoismus hat Schweres verschuldet; doch auch die langgenährte und fettgezogene Indifferenz des Bürgerthums, das seine Rechte in Schläfe aus den Händen fallen ließ, hat nicht Geringeres verschuldet. Die Stände aber geben nun einmal das erste Lebenszeichen, und darum wollen wir sie willkommen heißen, wir wollen dem Gezwitzcher und Geselige der fünf Verchen Niederösterreichs durch einige Zeit beobachtend zusehen und zuhören. Regierte unsere Bureaukratie noch von oben herab, wie die preussische, in Gottes Namen! Aber so administrirt sie von unten hinauf, und die oben erledigen nach Exhibiten und Nummern; daher bei den Obem keine Freiheit, keine Selbstbestimmung, kein Selbstanschauen und Selbsterwägen der Verhältnisse und der Zeitfragen.

Zwei Sachen, will uns bedünken, thun vor Allem den Ständen noth:

1) Nach dem Grundsatz „l'union fait la force“, und nach dem ebenso wahren Prinzip, daß ein einseitiger Fortschritt nach der andern Seite hin ein Rückschritt ist, sollten die Stände trachten, ihrem Institute dadurch eine höhere Geltung und größere Wirksamkeit zu verschaffen, daß sie sich mit den andern Ständen der Monarchie in direkten Rapport setzen. Dies war doch schon in frühern Zeiten häufig der Fall; die vereinten böhmischen und mährischen pflegen noch im 17. Jahrhunderte häufig Rücksprache mit den niederösterreichischen Ständen zu nehmen; diese begaben sich als Deputation zuweilen nach Ungarn, oder verkehrten gemeinschaftlich mit den inner-österreichischen und Tyroler Ständen u. s. w. Nur durch eine Simultaneität der Gesinnung können die Stände Vertrauen und Achtung im Allgemeinen erwecken; nur diese politische Harmonie allein vermag die Schüchternen zu ermutigen, die Lässigen anzueisern, und den Grund zu einer gediegenen parlamentarischen, übersichtlichen Verhandlung der Zeitfragen zu legen. Der sonach erlangte Vortheil wäre unberechenbar und würde die Deffentlichkeit der Ständeverhandlungen in ganz Oesterreich zur Folge haben müssen. Denn die einige Gesinnung der Stände, von wenigstens allen deutschen Provinzen der Monarchie würde nicht blos eine zerstreute peripherische, sondern eine concrete Central-Macht bilden, die weder ignorirt werden kann noch darf, die aber, um sich selbst zu regeln, zu leiten und zu beschränken, der unbeflecklichen Richterweisheit der Deffentlichkeit, als der besten Repressiv-Censur in der Politik, überantwortet werden muß. Eben deshalb würden wir es vor Allem Andern für unumgänglich nothwendig halten, daß die Stände in kräftiger Weise auf die vollständige Veröffentlichung ihrer Verhandlungen dringen. So lange sie dieses nicht thun, kann die Nation, die außerhalb derselben steht, zu ihrem guten Willen, zu ihrer Intelli-

genz kein Vertrauen fassen. Ob sie diese Veröffentlichung nun gleich beim ersten Anlaufe durchsetzen oder nicht, gleichviel — den Wunsch, den Willen dazu müssen sie zeigen, wenn sie nicht wollen, daß man in ganz Oesterreich glauben soll, sie befänden sich wohl bei dieser officiellen Geheimthuerei, im Gefühle ihrer geistigen Armuth oder ihres kurzfristigen Egoismus. Es genügt nicht, daß sie von Zeit zu Zeit die Backen voll nehmen und hie und da eine ihrer Schriften mit großem Geschrei veröffentlichen — um den Geist der Institution zu kennen, und uns hiernach mit dem ganzen Gewichte der öffentlichen Meinung auf ihre Seite oder auf die entgegengesetzte zu stellen, müssen wir Alles wissen, was im Schooße dieser Versammlungen vorgeht, was dort gethan und gesprochen wird.

2) Sollten die Stände Niederösterreichs doch endlich mehr thun, als in alten Pergamenten wühlen, in Coiréen frondiren und gelehrte Operate im Petitionswege an die Hofkanzlei befördern. Es ist dem am 15. Juni zusammentretenden niederösterreichischen Landtag eine gute Gelegenheit geboten. Er spreche sein Wort über das letzte Anlehen, gegen alle weiteren Anlehen, die jetzt, nach Ausspruch der Wiener-Zeitung, à fond perdu gemacht werden, „wenn auch die fragliche Credits-Operation nicht der gebieterischen Noth“ — „sondern einer wohl-erwogenen Berechnung ihr Dasein zu verdanken haben sollte.“ Eine Kritik des Anlehens wäre sogar Pflicht der Stände, es gehört zu ihrem Ressort, wegen der vier Millionen Interessen, um welche die Steuern bei den ohnehin täglich mehr dem Monopol anheim fallenden, so theuern Zeiten erhöht werden müssen.

Das Mißtrauen gegen die Stände ist ein leicht begreifliches. Wenn man es aber aus dem Umstande erklärt, daß bei der in's Stocken gerathenen Frage der Robotablösung der Grundbesitz keine Opfer bringen will; so bedenke man andererseits, daß die Regierung ebensowenig zu Opfern entschlossen scheint. Ueberall — in Preußen, Sachsen, in Baden und Württemberg — haben Regierung und Grundbesitz die Ablösung durch Beisteuer erleichtert. Nur bei uns soll wieder die ganze Last den Bauer treffen. Hier könnte wohl der ungarische Adel als glänzendes Beispiel aufgeführt werden. Welcher Lohn trifft jedoch die grundbesitzenden Stände? — Mißtrauen! Welchen Lohn hat die Regierung gleichfalls eingeerndtet? Unzufriedenheit!

Kann aber so Tüchtiges gefördert werden? Unmöglich! Mit dem divide et impera allein mochten die halb republikanischen Pilz-Dynastien zur Zeit des großen Florentiners ausgereicht haben; jetzt kann den großen Monarchen nur eine Vereinigung aller Kräfte helfen.

Von der Freieung.

2.

Anfangs Mai.

Erzherzog Karl. — Bankrotte und Banknoten. — Felsenthal. — Unterdrückte Bücher. — Schuselka. — Wisner.

Seit sechs Tagen hörte man von der Erkrankung des Erzherzogs Carl sprechen; er war aus einem heißen Concertsaale, nur leicht bekleidet, hinausgetreten und zog sich eine Erkältung zu, in deren Folge sich eine Unterleibsentzündung

entwickelte. Gestern erreichte den glorreichen Aspernflieger der Tod. Ein glänzender Mann der Geschichte, ein trefflicher Charakter, wie Oesterreich deren nur wenige aufgewiesen hat, wird nun, wenn seine tief trauernden Söhne zusammenberufen sein werden, begraben. Uns hat es schmerzlich berührt, bei diesem Anlasse wieder zu sehen, wie wenig historisches Bewußtsein in den Oesterreichern lebt. Die Kunde vom Eranken eines Helden, mit dem ihr eigenes Schicksal so eng verknüpft war, gelangt in's Publikum, und nur einzelne Zeichen tiefergreifender Theilnahme werden laut. Man nahm eben das Factum, wie die Neugierde einer Stadtbegebenheit sich bemächtigt, auf. Die Zeitungen Europa's werden sich nun mit Nekrologen über den Hingeshiedenen füllen und so genüge es vorläufig hier nur seinen Geburtstag und vollständigen Namen zu setzen: Carl Ludwig Johann Joseph Laurentius, war am 5. September 1771 zu Florenz geboren. —

Die fortgesetzten Störungen in der Handelswelt und in unserem Finanzwesen, wie sehr auch die Augsburg'sche Allgem. Zeitung lesthin so schönrednerisch sie in Schutz zu nehmen sich bemühte, dauern ungeachtet dessen fort. — Man war darauf bedacht ein neues Bankrotgesetz zu entwerfen, welches schon in den nächsten Tagen in's Leben treten soll, um den vorkommenden trügerischen Bankrotten möglichst entgegen zu wirken. Auch haben wir neue Banknoten zu erwarten, bei welchen drei Farben so in einanderfließen und sich doch abscheiden werden, daß eine Fälschung kaum möglich ist. Die jetzt im Course begriffenen Banknoten haben zu zahlreichen Fälschungen Anlaß gegeben und die Nationalbank mußte fortgesetzt Agenten, welche Fälschungen entdeckten oder aufspürten, belohnen; so erhielt unter andern der Commissär Felsenthal für die Entdeckung der Ritter von Boerschen Banknotenfabrikation eine Belohnung von 10,000 Fl. Conv. = M. Es ist dies einer der scharfsinnigsten und zugleich humansten Agenten der österreichischen Sicherheitsbehörde (vulgo Polizei). Seine Memoiren, mit deren Abfassung er beschäftigt sein soll, werden, falls er Talent zur Darstellung besitzt, nicht minder als die *Mystères* von Paris gelesen werden. Jedenfalls werden sie einen tiefen Einblick in das innerste Sittenleben unserer Residenz gewähren. Es ist erstaunlich, wie wenig das innere Leben der Residenz ausgebeutet ist und selbst in wissenschaftlicher Beziehung ist uns so eben ein Werk entzogen worden, indem es der Autor nach jahrelangen Bemühungen endlich als Manuscript, das zum Drucke nicht gestattet ist, zurückgehalten. Es ist dies eine Criminalstatistik Wiens, welche vom Freiherrn von Somaruga schon vor Jahren verfaßt und deren Widmung der Chef der obersten Justiz, Graf vom Taase, angenommen hatte, welches aber durch die Polizeihofstelle nun unterdrückt wurde. Sie können begreifen, daß ein k. k. Angestellter, ein der Aristokratie angehöriger Schriftsteller, der sein Werk der Censur übergibt, keinerlei Revolution predigt. Jedes unterdrückte Buch in Oesterreich erscheint früher oder später in ganz anderer Form und Sprachweise im Auslande, wenn auch nicht von dem ursprünglichen Verfasser. Was ist nun mit diesem Unterdrücken gewonnen? Wird nicht das Gegentheil von dem damit erzielt, was man beabsichtigte?

Der tüchtige und charaktervolle Schriftsteller Wiesner, der seinen österreichischen Patriotismus gegen Tengoborsky, den russisch-österreichischen Beamten, un-

angenehm genug büßen mußte, hat Wien dieser Tage verlassen. Den Antrag einer bedeutenden seit wenigen Jahren sich hervorhebenden Corporation, für sie gegen einen bedeutenden jährlichen Gehalt durch die deutsche Presse zu wirken, wies er entschieden zurück, was um so ehrenhafter ist, als er keinerlei Vermögen besitzt und nicht mehr jung genug ist, um leichtsinnig sich den Wechselfällen eines deutschen Schriftstellers preis zu geben. Wie vielen „Verdruß“ hätten sich doch die Herren erspart, wenn sie z. B. Schuselka, der vor Jahren die Concession zu einer politisch-periodischen Schrift wünschte, eine solche gegeben hätten, und welchen Vortheil hätten sie aus seinem Wissen und seiner Feder schöpfen können.

0—0.

3.

Künstlerische Nothsignale *).

Wenn wir schon in der bekannten „Petition der österreichischen Schriftsteller“ ein für uns höchst wichtiges Moment, das der Bildercensur mit Bedauern vermisst, so drängen uns in neuerer Zeit die Umstände um so mehr, jene geistige Nationalpetition, das leider ohne Erfolg zu bleiben scheint, von Seite der Künstlerinteressen zu ergänzen.

In Oesterreich unterliegt bekanntlich jede öffentliche Ausstellung von Kunstwerken, von der jährlichen großen Wiener Kunstausstellung angefangen bis hinunter zum Auslagskasten des kleinsten Kunstkrämers in der Provinz der Beurtheilung und Aufsicht der Censurbehörde, gegen welche Maßregel wir bei dem häufigen Vorkommen sittenloser Bilder keine Einwendung machen können, außer die, daß jene Aufsicht nicht in gleichem Grade auf die so oft obscönen Kunstfachen französischen Ursprungs ausgedehnt wird. Ganz anders jedoch verhält es sich mit Kunstwerken höherer Intention. Die Hyperüberwachung solcher Kunst halten wir für eine dem Künstler eben so unerträgliche als unbegreifliche absichtliche Hemmung und Unterdrückung vaterländischer Kunst. — Welche fatale Rolle der Historienmaler schon überhaupt in einem Staate spielt, wo Industrie der Nationaktempel ist und wo es wohl viel Komödie- und Musik- aber nicht das geringste Kunstmäcenat gibt, wird Jeder ermessen, der da weiß, daß der Historienmaler ohne Unterstützung und mit Unterdrückung eine Unmöglichkeit ist. Die Anzahl der jährlich in Wien durch die Verhältnisse (das ärgste Wort, das bei uns gedruckt werden darf) zu Grunde gehenden Kunsttalente nun ist groß genug, um endlich einmal für sie ein lautes Wort zu erheben, zumal, wenn der Sprecher zugleich ein Cicero pro domo sein muß. Was nützt auch das ewige Luftfechten in allgemeinen Sätzen, es muß einer der erste sein, der individuell spricht. Also ich. Ich habe in dem kurzen Zeitraume meines bisherigen künstlerischen Wirkens

*) Unsere Leser werden die Gedankensprünge und logische Lücken dieses Aufsatze, um dessen Aufnahme der einsehende Künstler uns dringend ersucht, freundlichst entschuldigen, da es sich hier nicht darum handelt, einen stylistisch und literarisch abgerundeten Artikel zu liefern.

D. R.

bereits zu wiederholten Malen Anstoß gelitten, ich bin in der Ausübung meines ruhigen, rein auf die Aufgabe der Kunst hinauslaufenden Strebens, ich bin in der Begründung meiner Existenz und Zukunft gehindert worden! — und dieses ist's, was mich hier nöthigt, mich und meine Kunstgenossen vor der Welt zu rechtfertigen, indem ich beweise, wie etwelsche Herren, deren Geiste unsere Kunst anvertraut ist, die Sachen der wirklichen Kunst offenbar weder begreifen, noch begreifen wollen.

Nach der Lage der Dinge ist die Vielfältigung durch den Kupferstich der einzige größere Gewinn, den der deutsche Maler mit Zuversicht aus einem Historienbild zieht. Einzelne Stellen eines Historienbildes aber können nie und nimmer gestrichen werden, ohne das Ganze geradezu aufzuheben. Dem Schriftsteller wird die Lücke im Text wenigstens äußerlich vom Setzer durch Zusammenrücken der Zeilen ausgefüllt; nicht so duldet's eine künstlerische Composition eine Figur durch irgend eine beliebige andere zu ersetzen, oder den Fleck leer zu lassen. Doch dies Alles wären nur Kleinigkeiten: ich will blos von der Hauptsache reden. Keine Kunst ohne Nationalität! — Welcher vernünftiger Mensch wird es dem Künstler verargen, wenn dieser zum Vorwurfe seiner Kunst die Geschichte seines Vaterlandes wählt? — Und doch! — So sehr wir alle Tendenzkunst verachten und vermeiden, so sehr verwahren wir uns ein für alle Mal vor jeden korrigirenden Darcinreden in unsere historischen Stoffe, die der ruhigen Vergangenheit angehören und über die die Acten längst geschlossen sind. Der Geschichtsmaler ist Geschichtschreiber, und die Weltgeschichte ist das Weltgericht. So denke ich z. B. ist die Darstellung eines für die individuelle Meinung zu Tode gehenden Mannes heutzutage eben kein Stoff, der so ferne liegt. Nach einem zwei Jahre langen unter den größten Entbehrungen durchgekämpften und, (ich sage es jetzt nicht ohne Stolz) ohne Mäcen fortgesetzten Bemühen entstand mein großes Oehlgemälde Hieronimus von Prag (auf seinem Wege zum Scheiterhaufen, knieet betend nieder an der Stelle, wo sein Freund Huf verbrannt wurde) dieses mein Bild darf weder ausgestellt, noch lithographirt, noch angezeigt werden —!!! Ich frage jetzt, doch nein, ich frage Nichts mehr; ich hoffe blos, man wird im Auslande einsehen, daß bei uns in Oesterreich eine historische Kunst, nicht nur durch die Schuld der Künstler unmöglich ist. Resumé: Es stehen hier dem Künstler drei Wege offen, entweder dem Vaterlande oder der Kunst adieu zu sagen, oder — — —.

Da man jedoch die Hoffnung nicht ganz aufgeben soll, so bin ich also so frei, im Angesichte Deutschlands um baldige bedeutende Erleichterung in Sachen der Bildercensur für uns Alle ganz ergebenst und gehorsamst aber dringendst zu bitten und jene „Petition“ zu ergänzen.

Wien, den 4. April 1847.

Winz. Siegländer, Historienmaler.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur: J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrá.